

Jeweils mehrere Kapitel sind der Revolution von 1848 und dem Kaiserreich gewidmet. Im Vorfeld der ersten demokratischen Revolution in Deutschland ist die württembergische Militär- und Zivilverschwörung von 1831 bis 1833 zu sehen, deren Teilnehmer sich bereits gegen den autoritären Überstaat wandten. Mit drakonischen Strafen versuchte man den revolutionären Unmut in Schach zu halten – umsonst, wie die Erhebung von 1848 zeigte. Aber auch hier wurde massiv durchgegriffen. Die existenziellen Auswirkungen auf die Betroffenen der staatlichen Disziplinierungsmaßnahmen in Form von langjähriger Haft, Ausweisung und Verlust der Bürgerrechte zeigen sich ebenso wie die Begrenztheit solchen Vorgehens, wurden doch zum weiteren Funktionieren des gesellschaftlichen Lebens Amnestien nötig. Wie unsicher sich derweil die neue Monarchie ab 1870 fühlte und wie wenig sie in der Lage war, ihre Position mit Argumenten statt Gewaltmitteln zu verteidigen, machte ihr Kampf gegen die katholischen Priester, unter denen der Dichter Heinrich Hansjakob besonders bekannt wurde („Kulturkampf“), ebenso deutlich wie die Unterdrückung der Sozialdemokratie durch das Sozialistengesetz. Bekanntermaßen hat das nationalsozialistische Unrechtsregime mit seiner unmenschlichen Unterdrückungsmaschinerie auch eine große Zahl politischer Märtyrer hervorgebracht. Der Band nimmt stellvertretend für sie nicht die Geschwister Scholl, obwohl diese in Württemberg geboren wurden und vor ihrem Münchener Studium in Ludwigsburg lebten, sondern den Königsbronner Schreiner Georg Elser sowie auf badischer Seite den jüdischen Sozialdemokraten Ludwig Marum. Mit dieser Wahl kann man durchaus leben, werden doch damit zwei Persönlichkeiten von großer Eigenständigkeit vorgestellt und dabei differenziert und überzeugend dargelegt, wie man vor ganz unterschiedlichem Hintergrund zu aktiver Gegnerschaft gelangen konnte.

Gerade bei den beiden abschließenden Artikeln über den Einsatz des württembergischen Landesbischofs Theophil Wurm für belastete Nazis und das KPD-Verbot von 1956 zeigt der Band allerdings Schwächen. Ersterer ist überschrieben mit „Opfer politischer Rechtsprechung“ und erweckt den Eindruck, als seien die angeklagten Nazis tatsächlich Opfer. Regelrecht der Atem stockt einem, wenn unkommentiert eine Aussage Wurms gebracht wird, die latenten Antisemitismus bei ihm vermuten lässt. Vergleichbare Schwierigkeiten im Umgang mit der jüngeren Geschichte zumindest hinsichtlich einer eindeutigen Terminologie werden auch in der Feststellung manifest, die westlichen Demokratien seien bei der Behandlung der Kommunisten ihrerseits von einem „wahrhaften kommunistischen Verfolgungswahn“ erfasst worden. Mit solchen Etikettierungen gilt es vorsichtiger umzugehen, tragen sie doch bei undifferenziertem Gebrauch keinesfalls zur Klärung der Frage nach Beschaffenheit und Wirkung von Haltungen und Strukturen bei.

*Sonja Jaser*

Heike Krause: „... ob nicht der langersehnte Frieden kommt.“ – Das Kriegstagebuch der Diakonisse Marie Stier 1914–1918 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall 16), Schwäbisch Hall 2001, 116 S.

Vor 90 Jahren erschütterte der Erste Weltkrieg die Welt und insbesondere Europa. Er ist die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Dieses Thema erfreut sich mit der zunehmenden Historisierung des Zweiten Weltkrieges zusehends zahlreicher Veröffentlichungen. Das Kriegstagebuch der Haller Diakonisse Marie Stier beleuchtet dabei einen noch wenig beachteten Zugang zu diesem Geschehen: die subjektive Sichtweise einer im Sanitätsdienst tätigen Helferin.

Inhaltlich ist das vorliegende Werk in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil befasst sich in einführenden, kurzen Kapiteln mit Zusammenfassungen über die Biografie Marie Stiers, den Ersten Weltkrieg und den Einsatz Haller Diakonissinnen in diesem Krieg. Ergänzt wird dieser Teil mit je einem Vorwort des Schwäbisch Haller Oberbürgermeisters Hermann-Josef Pelgrim und von Christel Köhle-Hezinger. Der zweite Teil ist das eigentliche Tagebuch der Marie Stier, von welchem zwei Fassungen existieren – eine Abschrift des wahrscheinlich originalen Textes von einer Verwandten Marie Stiers und eine Handschrift von der Diakonissin selbst, die aber nach dem Krieg entstanden ist. Abgedruckt ist die Abschrift mit kursiven Einschüben aus der Handschrift. Dadurch kommt es an einigen Stellen zu sprachlichen Wiederholungen. Ergänzt wird

das Tagebuch durch erklärende und kommentierende Fußnoten. Illustriert ist das Buch durch zahlreiche zeitgenössische Fotos.

Marie Stier erlebt den Kriegsausbruch am 1. August 1914 in ihrer als Diakonissin zugewiesenen Untergröninger Gemeinde sechs Tage vor ihrem 31. Geburtstag. Die folgenden knapp viereinhalb Kriegsjahre arbeitet sie im Sanitätsdienst als Krankenschwester. Nachdem sie bis Anfang Februar 1915 ihren Dienst in Ludwigsburg und Stuttgart leistet, wird sie anschließend bis Mai 1917 an der Ostfront eingesetzt. Sie arbeitet in den dortigen südlichen Frontabschnitten in Kriegs- und Feldlazaretten sowie in Pendelzügen für Verwundete. Marie Stier lernt den Kriegsalltag, Rivalitäten zwischen den verschiedenen konfessionellen und weltlichen Hilfskräften, aber auch Land und Leute kennen. Hier hat sie auch persönliche Schicksalsschläge zu erleiden – den Tod zweier Brüder. Im Mai 1917 wird Marie Stier an die Westfront abkommandiert, wo sie bis Kriegsende eingesetzt ist. Die Diakonissin wird dort mit der in Sicht- und Hörweite verlaufenden Front konfrontiert, ebenso wie mit der täglichen Gefahr der Luftangriffe. In einem Lazarett in Longwy erlebt sie das Kriegsende am 11. November 1918 und das Einsetzen der revolutionären Wirren.

Das Buch bietet einen anschaulichen Blick über das Leben einer Diakonissin im Sanitätsdienst zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Es beleuchtet die Sichtweise einer konfessionell motivierten Helferin. Dies wird an vielen Stellen des Textes deutlich, wenn Marie Stier christliche Gedanken in ihr Tagebuch einfließen lässt, vor allem bezüglich eines Weiterlebens nach dem Tode. Dieser Bestandteil hat in einer Umwelt des Sterbens durchaus seine Berechtigung, kann aber an der einen oder anderen Stelle für einen nicht christlich sozialisierten Leser durchaus befremdlich wirken. Besonders an diesem Punkt wird die Subjektivität eines Tagebuches deutlich, liefert aber gleichzeitig einen interessanten Einblick in die Geisteshaltung einer überzeugten evangelischen Christin in Kriegszeiten. Beachtet man diese Tatsache, ist dieses Buch aufgrund seiner einfachen und verständlichen Sprache für ein breites Publikum geeignet.

*Martin Zimmer*

Dittmar Dahlmann (Hrsg.): Kinder und Jugendliche in Krieg und Revolution. Vom Dreißigjährigen Krieg bis zu den Kindersoldaten Afrikas, Paderborn 2000, 226 S.

In der Reihe „Krieg in der Geschichte“ wollen die Initiatoren dieses Projektes den Krieg nicht durch eine nur militärische Betrachtung verengen lassen. Der anzuzeigende Sammelband geht auf eine Sektionsarbeit auf dem 42. Deutschen Historikertag im Jahre 1998 zurück. Ausgangspunkt war die Frage: Wie wurden Kinder und Jugendliche während und nach Kriegen behandelt. Das Thema fand in den letzten Jahren große Aufmerksamkeit, was zu zahlreichen Einzeluntersuchungen führte.

Der vorliegende Band beleuchtet in neun Beiträgen das Thema mit unterschiedlichen Schwerpunkten vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dabei zeigt sich, dass „Kindersoldaten“ oder bewaffnete Jugendliche nicht erst eine Erscheinung der jüngsten Vergangenheit sind.

Im ersten Beitrag behandelt Peter-Michael Hahn „Kriegserfahrungen von Kindern und Jugendlichen im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges“. Zusammengetragen aus vielen Einzelquellen bieten die Erlebnisberichte ein anschauliches und erschreckendes Bild der Schicksale von Kindern und Jugendlichen, von ihren Aufgaben und Tätigkeiten, den Gefahren, Grausamkeiten und Nöten sowie den Todesraten. Die aufgezeigten Fakten belegen weitgehend die bekannten Schilderungen in Grimmelshausens Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus“. Dabei darf aber auch nicht übersehen werden, dass ein nicht geringer Teil der Jugendlichen sich freiwillig den Soldaten anschloss, um ihre Überlebenschancen in diesen schwierigen Zeiten zu erhöhen.

Der zweite Beitrag von Erich Pelzer „Frauen, Kinder und Krieg in revolutionären Umbruchzeiten (1792–1815)“ sucht vor allem die politische Identität der Frauen, ihre Geschlechterrolle und den Kampf um Pensionsansprüche der Kriegerwitwen zu beleuchten. Dann entwirft Jörg Nagler in „Kinder im Amerikanischen Bürgerkrieg“ aus Autobiographien, Tagebüchern und Briefen eine erschreckende Seite dieses Krieges, der für die Heranwachsenden einen frühzeitigen partiellen Verlust ihrer Kindheit brachte. Ebenso beachtenswert sind die Untersuchungen